

Zeitschrift: Adelbodmer Himatbrief
Herausgeber: Stiftung Dorfarchiv Adelboden
Band: 68 (2007)

Artikel: Abschied vom Vertikalnomadentum ...
Autor: Bärtschi, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vor Ihnen ausgebreitet. Wir hoffen, dass jede Leserin, jeder Leser dabei auf ihre/seine Rechnung kommt.

Und noch etwas: Am 13. April dieses Jahres feierte Kobi Aellig seinen 85. Geburtstag. Er, der unermüdliche Sammler einheimischen Kulturguts, hat den Hiimatbrief mit seinen Beiträgen über Jahrzehnte massgeblich geprägt. Das Redaktionsteam gratuliert ihm von Herzen!

Christian Bärtschi

Abschied vom Vertikynomadentum...

*Der Bergler ist nicht Bauer; nicht einmal Landwirt.
Er ist fast reiner Viehzüchter und Nomade.¹*

Einleitung

Vertikynomadentum: Ich weiss nicht, wer diesen Begriff geprägt hat. Sicher ist er neueren Datums. Er bezeichnet die Tatsache, dass die Bergbauern mit ihren Familien mehrmals im Laufe des Jahres ihren Wohnsitz wechselten – und zwar immer in Rücksicht auf die Haustiere bzw. auf das Vorhandensein von Futtervorräten. Man könnte also sagen: Wie sich der „echte“ Nomade auf seinen Wanderungen mit seinen (Schaf-) Herden von den zur Verfügung stehenden Futterplätzen leiten liess, so war auch der Bergbauer gezwungen, mit seinen Tieren zu wandern bzw. zu zügeln. Allerdings handelte es sich dabei nicht um horizontale Wanderungen, sondern um Verlagerungen vom Talgrund in die Höhe, in die Alpgebiete. Also kein Hin und Her, sondern ein Auf und Ab – vertikal statt horizontal.

Ich spreche hier von den Verhältnissen, in denen ich aufgewachsen bin und wie ich sie selber miterlebt habe. Es war dies in Adelboden, in den Vierziger- und Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts.

¹ Eduard Renner, Goldener Ring über Uri. Zürich 1941, S. 41

Die einzelnen Höhenstufen

Der Adelbodmer-Bergbauer verfügte in der Regel über drei Stationen auf verschiedenen Höhen bzw. Höhenstufen. Da war einmal der Besitz im „Grund“ (Talgrund): eine mehr oder weniger ebene Matte mit dem dazugehörigen Bauernhaus. Stall und Heubühne waren im Gebäude integriert. Das Haus war solide gebaut. Sowohl Wohnteil als Stall hatten eine gewisse Grösse. Der Wohnteil bestand aus der Küche, der Stube, einer Nebenstube, einem Gaden. Da sich die Bauersfamilien vor allem im Winter hier aufhielten, war der Wohnteil auch einigermassen heizbar. Zum mindest die Stube enthielt einen Kachel- oder Trittofen und konnte von der Küche her beheizt werden. Auf ihm trocknete man die Kleider, auf ihm wärmte man sich auf, auf ihm erhitzte man die Kirschsteinsäcklein, die man vor dem Schlafengehen in den kalten Schlafräumen unter die Bettdecke legte. Man war der Meinung, dass ein wirklich warmer Raum im Wohnteil des Hauses genüge. Zum Schlafen im Nebenbügli oder Gaden war es – so sagte man – für die Gesundheit bekömmlicher, wenn die Raumtemperatur und die Aussentemperatur nicht zu sehr differierten. Aller Verwöhnung, auch in rein physischer Hinsicht, war man abhold. Wichtiger war übrigens, dass die Wärme im Stall stimmte; verglichen mit heute waren die Stalltemperaturen früher bedeutend höher. Ich kann mich gut entsinnen, dass in kalten Wintertagen fast nur im Stall wirklich wohlige Wärme herrschte...

Die mittlere Station war die Weide (in anderen Teilen der Schweiz auch als Maiensäss bezeichnet). Dorthin zügelte man im Frühling, sobald der Schnee geschmolzen und das Gras für die Tiere herangewachsen war. Die Weide war eine Durchgangsstation für den Frühling und Herbst. Das Weidhaus, ebenfalls mit Wohnteil, Stall und Heubühne, war einfacher eingerichtet als das Talhaus. Der Wohnraum für die Familie war beschränkter und weniger komfortabel. Die Kinder schliefen in einem Zimmer, im Gaden. Die Tiere waren die meiste Zeit – ausser nachts – auf der Weide. Fiel einmal zur Unzeit Schnee, was ab und zu vorkam, blieb das Vieh im Stall, und mit dem Heuvorrat auf der Bühne konnten diese späten Schneetage überbrückt werden. Im Rückblick erscheinen mir diese Weide-Wochen im Frühling als eine der glücklichsten Zeiten des Jahres. Die Tiere, nach monatelanger Stallhaltung nun mit Glockengeläute im frischen, kräftigen Gras, die helleren und wärmeren Tage – all dies stand im Zeichen der Erneuerung, des Neuanfangs. Jeden Tag entstand ein Ankenbäli. Mit der restlichen Milch wurden Kälber

und Schweine getränkt. Gaben die Kühe reichlich Milch, konnte die Mutter gar käsen: sie stellte kleine Vätteremutschli her. Wir Kinder waren jetzt viel draussen. Es gab Feldarbeiten zu erledigen, Bschütti und Mist auszutragen und zu zetten, Zäune wieder herzurichten. Vormittags war noch Schule. Durch den längeren Schulweg verzögerte sich das Mittagessen. Kaum war man vom Tisch, hiess es die Werktagskleider anziehen und bei den anfallenden Frühjahrsarbeiten zupacken. Für Schulaufgaben gab es im Tageslauf keine Zeit. Die Lehrerschaft wusste dies und verzichtete denn auch weitgehend darauf. Gegen den Sommer zu trat die Wichtigkeit der Schule in den Hintergrund.

Anfangs Juli, nach erfolgter „Bärgrächnig“, zügelt man auf die Alp. Man ging „z Bärg“, wie es bei uns hiess. An der Bergrechung, einem jahrmärktähnlichen Anlass mit langer Tradition, wurden die Kuhrechte für die Sömmerung gehandelt und ausgetauscht (dies v.a. für die „gemeinen“ d.h. gemeinsamen, genossenschaftlichen Alpen). Ende Juni ging die Schule zu Ende, es begannen nun die langen Sommerferien, die bis in den September dauerten.

Die Alp (der „Bärg“) war die oberste Station auf der vertikalen Stufenleiter. Hier verbrachte man, zusammen mit der Viehherde – Kühe, Rinder, Kälber, Schweine, Ziegen... – die Sommerwochen. Die Alp mit dem dazugehörigen „Stafel“ (Sennhütte) befand sich auf einer Höhe von ca. 2'000 Metern. Der Anmarschweg vom Tal war lang und oft beschwerlich. Nach Möglichkeit vermied man tägliche Gänge ins Dorf, der Einkauf der notwendigsten Lebensmittel erfolgte einmal wöchentlich oder noch seltener. Die Kost war denn auch nicht besonders abwechslungsreich: hauptsächlich Milchprodukte, Rösti, Teigwaren...

Die Stafel waren einfach eingerichtet. Es waren Sommerbehausungen, ohne jeden Komfort. Das elektrische Licht fehlte. Man schlief in der kleinen Stube neben der Küche oder auf der Betteren, einem Heulager direkt unter dem Schindeldach. Auch die Küche war nur mit dem Allernotwendigsten ausgestattet: offenes Feuer und offener Kamin. Wichtig war der Platz für das grosse Käskessi aus Kupfer, in welchem täglich ein Bergkäse hergestellt wurde. Das Käsen war eine fast geheiligte Handlung, bestand doch der Ertrag des Alpsommers vor allem aus Käslaiben, denen eine wichtige Bedeutung für die Ernährung der Bergbauernfamilie zukam. Käsen war mehr als eine blosse Tätigkeit, Käsen war eine Kunst, und eine gute Käserin, ein guter Käser genossen verdientermassen grosses Ansehen.

Die Alpzeit war in der Regel eine gute, genussvolle Zeit. Man lebte mit und für die Tiere, ihr Lebensrhythmus übertrug sich auch auf die Menschen. Wenn die Tage heißer wurden, blieb das Vieh nachts auf der Weide. Am Morgen, wenn's wärmer wurde und die Fliegen und Bremsen die Tiere belästigten, öffnete man die Ställe, wo sie den Tag verbrachten. Bei schönem Wetter vergingen die Tage wie im Flug, auch wenn man von morgens bis abends alle Hände voll zu tun hatte. Schlug das Wetter aber um in tagelangen Regen und Nebel, konnten einem die Nässe und die Bergeinsamkeit doch etwas zusetzen. Das Jodeln und Alphornblasen war einem dann nicht mehr zuvorderst...

Die Alpsömmerei war aber nur die eine Hauptbeschäftigung der Bergbauernfamilie. Die andere bestand im Heuen: In den Tal- und Weidmatten musste in den Sommerwochen das Heu gemäht, getrocknet und eingebracht werden. Das war die Vorsorge für den Winter. Es war dies eine anstrengende und zeitaufwändige Tätigkeit; das entsprechende Tagwerk begann vor Sonnenaufgang und dauerte bis weit in den Abend hinein. Einzelne Regentage galten als Erholungstage. Im Normalfall, wenn genügend Arbeitskräfte zur Verfügung standen, teilte sich die Familie in die Arbeit: ein Teil übernahm die Verantwortung für die Alp, der andere Teil beschäftigte sich mit der Heuernte. Häufig war es so, dass der Vater mit Beihilfen (z.B. einem „Statterbub“) die Alp betreute, während der Mutter und den Jungen das Heuen oblag. Da die Landwirtschaft in der Zeit noch kaum mechanisiert war, stand gerade beim Heuen Handarbeit im Vordergrund. Das erforderte eine stattliche Anzahl von Heuerinnen und Heuern, wobei auch die Kinder schon früh zur Mitarbeit herangezogen wurden. So teilte sich im Sommer die Bauersfamilie, denn es war unmöglich, beide Tätigkeiten zu verbinden bzw. beiden Tätigkeiten gerecht zu werden – umso mehr als die Distanzen zwischen Alp und Tal (wie wir bereits gesehen haben) beträchtlich und die beiden Orte in der Regel nur durch einen Fussweg miteinander verbunden waren. An den Wochenenden, wenn die Heuernte ruhte, traf sich die ganze Familie auf der Alp.

Zügeln im Jahresrhythmus

Ich versuche nun zu beschreiben, wie dieser vertikale Nomadismus im Laufe eines Jahres gelebt wurde. Es betrifft meine Herkunftsfamilie und die Zeit meiner Kindheit (Vierziger-, Fünfzigerjahre des letzten

Jahrhunderts). Sicher gab es kleine Unterschiede zwischen den einzelnen Familien, auf die ich aber hier nicht eingehen will.

1. Das Ende des Winters erwarteten wir im Boden, auf unserer relativ kleinen Talliegenschaft. Sobald in den letzten Apriltagen oder ersten Mai tagen das erste Gras herangewachsen war, kamen die Tiere morgens und abends aus dem Stall, wo sie während Wochen (Monaten!) bei dürrem Futter angekettet gewesen waren. Die Freude über den Weidegang und das junge, saftige Gras war unverkennbar. Besonders die Kälber und das Jungvieh konnten in den ersten Tagen ihren Bewegungsdrang nicht genug ausleben.
2. Im Laufe des Monats Mai, sobald nämlich die Schneeschmelze auch in den höheren Regionen eingesetzt hatte, zügelte man auf die nächste Höhenstufe, in die Weide. Hier verweilte man, bis der Pflanzenwuchs auch auf den Alpen soweit fortgeschritten war, dass einer Sömmernichts mehr im Wege stand.
3. Der Alpaufzug erfolgte in der ersten Hälfte Juli. Er richtete sich nach den klimatischen Verhältnissen und konnte, je nach Jahr, ein paar Tage früher oder später erfolgen. Der Alpaufzug auf die genossenschaftlichen Alpen war ein festlicher Anlass, der jeweils viele Zuschauer anlockte.
4. Ende August, anfangs September ging der Alpsommer dem Ende zu. Die Bergmatten waren nun abgeweidet. Die Tage wurden langsam kürzer, die Nächte kühler. Ab und zu fiel sogar erster Schnee in dieser Höhenlage. Der Ertrag des Sommers, mächtige Käselaibe, wurde auf „Rääfen“ ins Tal getragen. Und nun ging's mit dem Vieh zurück in die unteren Regionen, in die Weiden, wo es wieder reichlich Futter hatte, da sich die Futterplätze durch den Sommer hindurch „erholt“ hatten. Es kam nun die Jahreszeit der klaren Tage mit grosser Fernsicht und der satten Farben. In den ersten Septembertagen gingen auch die Schulferien zu Ende. Für viele Kinder hörte damit die goldene Freiheit auf, andere genossen es aber, sich wieder schulischen Anforderungen zu stellen.
5. In der ersten Oktoberhälfte zügelte die Bergbauernfamilie für kurze Wochen ins Tal. Dort gab es noch Grünfutter – Gras, das nach dem Heuen und Emden nachgewachsen war. „Emtwiid“ bzw. „Naawiid“

nannte man diesen letzten Graswuchs des Jahres. In diese Zeit fiel auch der Adelboden-Märit, im Volksmund „Grümpelmärit“ genannt, ein Jahrmarkt, der Alt und Jung ins Dorf, in den „Schwand“ lockte. – Leider gingen diese idyllischen Spätherbstwochen rasch zu Ende, denn die Matten waren nun kahl und der nahende Winter zeigte sich schon hier und dort. Jetzt war es an der Zeit, dass man die Tiere endgültig in den Stall nahm. Hier würden sie bis zum nächsten Frühjahr verbleiben. Bei uns nannte man dies: „z Winter stelä“.

6. Ich habe schon erwähnt, dass der Bergbauer seinen jeweiligen Wohnort nach seinen Tieren bzw. nach dem jeweiligen Futtervorrat oder der Futterreserve richten musste. Das hiess nun aber: Im Spätherbst, wenn das Gras im Tal zu Ende ging und zur Heufütterung übergegangen werden musste, zügelten wir wieder hinauf in die Weide, um den dortigen Heuvorrat zu verfüttern. Das geschah in der Regel in den letzten Oktober- oder ersten Novembertagen. Hier, in der Weide, zwischen Alp und Tal, verbrachte die Familie nun die letzten Monate des Jahres. In einzelnen Jahren erlebte sie auf dieser Höhe den Wintereinbruch, in anderen Jahren kam der grosse Schnee erst später, nach Weihnachten oder erst im neuen Jahr. – Da in unserem (kleinen) Betrieb der Heuvorrat in der Weide am grössten war, blieben wir weit über Weihnachten hinaus in der „Schnitte“, und erst im Laufe des Monats Februar zügelten wir erneut: wieder einmal ins Tal hinunter, ins Bodenhaus; die dortigen Heuvorräte reichten nun bis in den Frühling. – Für uns Kinder war die relative Abgeschiedenheit in der Weide, in der wir in diesen Monaten lebten, nicht schlimm. Hatte es Schnee, fuhren wir mit den Skiern in die Schule. Anders die Mutter: Es kam vor, dass sie wochenlang nicht von Zuhause wegkam.

7. Das erneute Zügeln im Monat Februar habe ich noch in lebhafter Erinnerung. Wenn reichlich Schnee lag – und das war im „Hornig“ meistens der Fall –, mussten fast mannstiefe Gräben ausgehoben werden, um die Tiere sicher von einem Stall zum anderen zu führen. Diese Arbeit kostete Tage; meistens wurde sie gemeinschaftlich ausgeführt: Nachbarn halfen einander. – Einmal im Talhaus, genoss man die etwas bequemeren Einrichtungen. Es war so etwas wie die bäuerliche Ruhezeit im Jahr. Insbesondere nutzte man die weit grösseren Möglichkeiten zu sozialen Kontakten mit Nachbarn und mit der übrigen Bevölkerung.

Immer wieder ein Neuanfang...

Wir wechselten, wie wir gesehen haben, im Jahr mindestens siebenmal unseren Wohnort, auch wenn sich die Zahl der Standorte im Wesentlichen auf drei beschränkte. (Dazu kamen noch kleinere Umzüge, z.B. mit Jungtieren, die man in einer anderen Stallung unterzubringen hatte, wenn das Futter nicht ausreichte oder der Platz zu eng wurde.)

Ich habe mich oft gefragt, welche Spuren dieses Vertikynomadentum in mir hinterlassen hat. Natürlich kann ich auch hier wieder nur von mir sprechen – ohne Anspruch auf Verallgemeinerung zu erheben. Zunächst ein paar Feststellungen:

Als Kind freute ich mich immer aufs Zügeln. Der neue, wenn auch altbekannte Aufenthaltsort war jedes Mal wieder etwas Besonderes und hatte seinen speziellen Reiz. Man fand die von früher her vertrauten Ecken und Winkel wieder, die geheimen Plätze und Verstecke. Man genoss die Eigenarten des jeweiligen Gebäudes. Jedes Haus hatte seinen eigenen Ton, seine eigene Stimme und Stimmung. Nachts ächzten die Holzbalken von Haus zu Haus verschieden. Dazu kam, dass die Sicht auf die Umgebung und das Tal von jedem Standort aus eine völlig andere war. Man hatte einen neuen Blick und Überblick. Konnte das nicht zu einer (zunächst unbewussten) Relativierung des eigenen Standpunktes führen? – Dieser häufige Wechsel des Wohnortes brachte es auch mit sich, dass man an keinem Ort (zu) fest verwurzelt war. Immer wieder brachte das Zügeln einen Neuanfang mit sich. Die Verwurzelung, die selbstverständlich auch da war, bezog sich aber weniger auf einen festen Ort als auf ein zusammenhängendes System von Örtlichkeiten.

Der jeweilige Umzug selber war nicht allzu aufwändig, mussten doch nur die allernotwendigsten Einrichtungsgegenstände von einem Haus zum anderen gezügelt werden. Geschirr, Bettwäsche und dergleichen, aber auch bäuerliche Gerätschaften blieben in den jeweiligen Häusern zurück. Trotzdem: Es gab doch manchen Transport, und da die einzelnen Wohnorte nur durch steinige und holprige Fusswege verbunden waren, mussten vollbepackte Hütten und Rucksäcke hinauf- bzw. hinuntergeschleppt werden. Selbst die Hühner wurden in mit Heu gepolsterte Hütten gepackt, welche mit einer alten Schürze zugebunden wurden. Natürlich ging das eine oder andere dabei immer wieder vergessen,

und wir Kinder mussten uns dann nochmals auf den Weg machen... Für mich persönlich bedeuteten diese Wohnortwechsel aber noch etwas anderes. Sie förderten eine frühe Selbständigkeit und gaben mir eine relative Freiheit. Man war nicht einfach an einem bestimmten Ort wie festgenagelt zu Hause. Eigentlich war man immer unterwegs. Gerade als ältester Bub hatte ich immer wieder in einem der verlassenen Häuser etwas zu tun, sei es, dass ich das Jungvieh selbstständig zu besorgen, sei es, dass ich andere landwirtschaftliche Arbeiten zu erledigen hatte. So war ich denn immer wieder für Halbtage oder Abende dem direkten elterlichen Einfluss entzogen und mein eigener Herr und Meister. Ich konnte lesen, ohne dauernd gestört zu werden, konnte mich mit Kollegen treffen und unterhalten, ohne immer wieder von aussen zur Pflicht gemahnt zu werden. Im Nachhinein scheint mir, dass ich diese Freiheit gebraucht habe. Ich tat Dinge, die unter den strengen Augen der Eltern nicht möglich gewesen wären. Gerade weil ich in einer religiösen und sozialen Enge aufwuchs, bot mir das Vertikynomadentum kleine Inseln und autonome Erfahrungsmöglichkeiten.

Abschliessende Gedanken

In der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts sah sich die bergbäuerliche Bevölkerung vor neue und grosse Probleme gestellt. Da war einmal das Faktum, dass viele bäuerliche Arbeitskräfte abwanderten. Die relativ kleinen Bergbauernbetriebe warfen finanziell viel zu wenig ab, um mehreren Personen ein Einkommen zu sichern. Natürlich waren in der Regel Milch und Milchprodukte (Käse!) für den Eigenbedarf vorhanden. Vielleicht auch etwas Fleisch. Aber schon die Mast von Schweinen war ein zweifelhaftes Geschäft, musste doch das Futter zum grössten Teil zugekauft werden. Ausser Gras und Heu gab es kaum anderes zu ernten: weder Getreide noch Obst – und Kartoffeln nur in guten Jahren. Das Geld, das dem Bauern zur Verfügung stand – noch gab es kaum Subventionen! –, stammte vom Verkauf eines Rindes im Herbst oder von Mastkälbern. Familieneigene Kräfte wurden rarer, da auch die Familien im Allgemeinen kleiner wurden. Das bedeutete aber, dass für die bäuerlichen Arbeiten weniger Personen zur Verfügung standen (Kinder spielten, wie schon erwähnt, im bergbäuerlichen Betrieb als hochwillkommene Arbeitskräfte eine wichtige Rolle). Es lag finanziell nicht mehr drin, z.B. zur Zeit der Heuernte fremde Arbeitskräfte einzustellen. Und wenn man sie noch hätte bezahlen können, so waren sie

einfach nicht vorhanden, da sie anderen, lukrativeren Beschäftigungen nachgingen. Der Heuet dauerte in meiner Kindheit, da alles ausschliesslich Handarbeit war, von anfangs Juli bis weit in den September hinein. An schönen Tagen waren zahlreiche Helferinnen und Helfer im Einsatz – man sprach von einem richtigen „Heuerzug“ (beim Zetten, Kehren). Wenn sich früher die Familie im Sommer teilte – Alp und Heuernte –, so war dies jetzt kaum mehr möglich, fehlten dazu doch die dafür notwendigen Arbeitskräfte.

Der Bauer selber konnte es sich in den wenigsten Fällen leisten, in der „geschlossenen“ Jahreszeit (Winter) auf einen Nebenverdienst zu verzichten. Er ging meist einer handwerklichen Nebenbeschäftigung nach. Im Zusammenhang mit dem Fremdenverkehr ergaben sich neue, willkommene Einnahmequellen, sei es durch die Vermietung von einer Ferienwohnung, sei es als Skilift- und Pistenarbeiter oder als Skilehrer.

Parallel dazu setzte eine immer mehr um sich greifende Mechanisierung und Motorisierung ein. In meiner Kindheit besorgte man die landwirtschaftlichen Arbeiten weitgehend ohne Maschinen. In unserem (Klein-) Betrieb fehlten Maschinen und Motoren vollständig. Das Heu wurde noch mit der Sense gemäht und auf dem Rücken in die Heubühne getragen. Die Kühe wurden von Hand gemolken, und die Distanzen zwischen den einzelnen Stationen zu Fuss zurückgelegt. Zu Beginn der Fünfzigerjahre kamen dann kleine landwirtschaftliche Maschinen auf den Markt, die auch für das hügelige Berggebiet geeignet waren: Motormäher, geländegängige Fahrzeuge (Schilter u.a.), Heuwender und Ladewagen. Die Melkmaschinen hielten Einzug in die Ställe, nicht nur im Tal, sondern auch auf der Alp. Vermehrt sah man nun auch Autos mit Vierradantrieb, Motorräder und Motorfahrräder auf den Strassen und Strässchen. Diese mechanischen und motorisierten Hilfen waren aber erst dann sinnvoll einzusetzen, als das Strassennetz der Gemeinde zügig ausgebaut wurde. Nach und nach wurden befahrbare Zufahrten bis zu den höchstgelegenen Alphütten angelegt. Gemeinde, Kanton und der Staat hatten erkannt, dass eine wirksame Bergbauernhilfe in der Erschliessung der abgelegenen Höfe und Sennereien bestand. Dadurch wurde es den bäuerlichen Familien möglich, tagsüber im Tal zu heuen und am Abend zurück auf die Alp zu fahren. Das Fehlen von Arbeitskräften konnte so z.T. kompensiert werden. Ein Nachbar, der früher den Sommer notgedrungen vorwiegend auf der Alp verbracht

hatte, fuhr nun täglich mit seinem Töffli zur Heuernte ins Tal. Die allabendliche Fahrt auf die Alp bedeute für ihn Erholung vom schweren Tagwerk, erklärte er mir: „Äs giit mer fur nes Lüwwä“.

Natürlich hat die ganze motorisierte Erschliessung der Alpenwelt auch seine Nachteile: Lärm, Gestank, Abgase. Schönste Weiden und Alpwiesen wurden wie mit einem Messer durchschnitten; Verkehr und Technik bis in die höchsten Lagen. Wo bleibt da die Stille, die der erholungsbedürftige Gast sucht, wo die frische, reine Alpenluft, nach der er sich sehnt und die sich so wohltuend von der schadstoffbelasteten Stadtluft abhebt – wie es die farbenfrohen Prospekte vorgaukeln?

Ich möchte hier zu diesen Fragen nicht abschliessend Stellung nehmen. Einerseits weiss ich um die Mühsal des früheren Bergbauernlebens und begrüsse die vielen Erleichterungen, die die modernen Entwicklungen gebracht haben. Andererseits beschleicht mich die Sorge, ob es gelingen wird, in Zukunft ein Gleichgewicht zwischen Natur, Mensch und Technik zu finden und unsere Alpenwelt auch für die kommenden Generationen – Bergbewohner und Gäste – als lebenswerten Raum zu erhalten.

In den letzten Jahren ist zu beobachten, dass neue grosse Scheunen und Stallungen im Talgrund gebaut werden. Diese Entwicklung führt dazu, dass dank ausgebautem Strassennetz das Heu von den höher gelegenen Weiden ins Tal gefahren, der natürliche Dünger (Mist, Bschütti) im Frühjahr wieder auf diese zurückgeführt wird. Die Bauersleute können nun ihren Wohnsitz den grösseren Teil des Jahres – mit Ausnahme der Sommermonate – im Grundhaus beibehalten. Wohl zügelt man mit den Tieren weiterhin dem Grünfutter nach, doch der ständige Wohnortswechsel mit der ganzen Familie fällt mehr und mehr dahin. Die guten Verbindungswege erlauben es, die Tiere im Frühling und im Herbst auf den Weiden zu besorgen, ohne dass der Wohnort zwingend dorthin verlegt werden muss. Den Sommer allerdings verbringt der Bauer weiterhin auf der Alp, aber auch diese ist näher gerückt, sie ist „erfahrbar“ geworden. Heute sind es noch vor allem zwei Stationen, die von der Familie bewohnt werden: das Grundhaus und die Alphütte, der „Stafel“. Das frühere „Vertikynomadentum“ wird dadurch stark eingeschränkt – eine nicht wegzuleugnende Erleichterung für die Bauersleute.

Der Abschied vom „Vertikynomadentum“ hat zweifellos seine guten Seiten. Ob aber damit nicht ein Stück bergbäuerlicher Tradition und Identität verloren geht? Tatsache ist, dass durch den Strassenbau bis in die höchsten Lagen der landwirtschaftliche (motorisierte) Verkehr stark zugenommen hat, was die Umwelt zweifellos vermehrt belastet. Und ob die riesigen Stallungen im Talgrund in unser Ortsbild passen und der Berglandwirtschaft ein Überleben garantieren, ist eine weitere Frage. Der Forderung, Nachhaltigkeit auch in unserem Berggebiet zu leben, muss in Zukunft vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Das häufige Zügeln verhinderte eine allzu starke Sesshaftigkeit. Der Bauer war mit seiner Familie immer ein bisschen unterwegs, auf Wanderschaft; die Verwurzelung war nicht auf eine bestimmte, eng begrenzte Örtlichkeit fixiert. Das formte den Charakter im Sinne von Eigenständigkeit und Anpassungsfähigkeit. Die verschiedenen Wahrnehmungsperspektiven, die sich durch die wechselnden Standorte ergaben, förderten eine gewisse Offenheit.

Ich jedenfalls bin noch in einer Zeit aufgewachsen, in der das Zügeln den jährlichen Ablauf der bäuerlichen Bergbevölkerung geprägt hat. Und manchmal denke ich: Während Jahrhunderten hat sich in unserem Tal weniger verändert als in den letzten fünfzig Jahren.

Christian Bärtschi